

# Die letzte Chance

Die digitale Revolution zerstört die Gesellschaft, den Einzelnen, den Staat und die Staatenwelt. Ist das schlimm? Nein.

Wir müssen uns nur neu orientieren. Nicht um irgendetwas zu retten, sondern um etwas Neues zu schaffen aus dem, das gerade zerstört wird

Von Arno Widmann

Gefährdet die digitale Revolution unsere Gesellschaft? Das ist das Thema dieser Tagung. Das ist die mir gestellte Frage. Die Antwort fällt mir leicht: Selbstverständlich gefährdet die digitale Revolution unsere Gesellschaft. Sie wäre keine Revolution, wenn sie den Status Quo nicht gefährdete. Lassen Sie mich dennoch ein wenig ausholen.

1979 wurde in Berlin die taz gegründet, eine linksradikale Tageszeitung. Die Redaktion war damals im Wedding. Wenn wir unten aus der Haustür traten, und uns nach links wandten, sahen wir die Mauer, wandten wir uns nach rechts, blickten wir auf das Gelände der AEG. Ich genoss die Symbolik des Ortes: die kleine taz zwischen Großkapital und dem Krieg der Systeme. Von der alten AEG stand nicht mehr viel und dass die DDR noch eine Zukunft haben sollte, daran hatte ich meine und hatten viele der linksradikalen Genossinnen und Genossen ihre Zweifel. Ich war sicher, dass die Gesellschaft der Zukunft erst noch geschaffen werden müsse. Der realexistierende Sozialismus war über die mitteleuropäischen Staaten, die wir damals „Osteuropa“ nannten, hergefallen und versuchte Ende des Jahres 1979 auch Afghanistan niederzuwalzen. Das war der Anfang von seinem Ende. Wir glaubten nicht an die Revolution, aber wir glaubten, dass revolutionäre Prozesse nötig sein würden, um Schluss zu machen mit einer Welt, in der große Staaten kleine Staaten überfielen, in der große Leute die kleinen Leute zahlen und bluten ließen. Diesseits wie jenseits der Mauer. Jeden Mittag gegen 12 Uhr verließ ich die Redaktion, ging an dem AEG-Gelände vorbei zum Gesundbrunnen, setzte mich in die U-Bahn und fuhr hinunter zum Bahnhof Zoo. Dort gab es und gibt es noch immer einen Zeitungsladen, der eine große Auswahl – hundert bis hundertundfünfzig – ausländischer Tageszeitungen, Illustrierten, Magazine und Zeitschriften führt. Mittags kamen Le Monde, die Neue Zürcher, der Corriere della Sera, auch die italienische La Repubblica und die spanische El País, die beide erst 1976 gegründet worden waren. Beide zählten zu den besten Tageszeitungen der Welt. Sie erinnern uns heute daran, dass das Beste manchmal erst kurz vor Schluss auftaucht.

Beladen mit einem halben oder gar einem Dutzend Zeitungen fuhr ich zurück in den Wedding. Ich durchstöberte sie in der U-Bahn. Wenn ich wieder in der Redaktion war, wusste ich, welche Nachricht unbedingt heute noch in die taz musste, welche ein wenig warten konnte und welchen Artikel wir übersetzen sollten. Wir schrieben die Artikel nicht – wie die meisten unserer Kollegen damals – mit der Schreibmaschine. Die taz hatte die neueste Technologie: Apparate, die kleine Textabschnitte speicherten, sodass man am Ende eines Satzes seinen Anfang noch korrigieren konnte. Das Ergebnis gaben wir dem Setzer. Ein inzwischen verschwundener Berufsstand. Heute kann ich - weitgehend kostenlos – Tausende Zeitungen des Tages aus der ganzen Welt konsultieren und nutzen für meine

Arbeit. Sie stehen alle im Internet. Die einzig wirklich wichtige Beschränkung sind meine Sprachkenntnisse.

Ich belästige Sie mit diesen Erinnerungen, weil ich durch sie gelernt habe, dass es zu einer Revolution gehört, dass sie nicht dort antritt, wo ich sie erwarte. Wir starteten damals nach Nicaragua, nach El Salvador. Die taz sammelte Geld für Waffen für die revolutionären Befreiungsbewegungen in Lateinamerika. Manche von ihnen nutzten die, um gegen einander vorzugehen. Es war nicht weither mit unserer revolutionären Expertise. Alle zwei, drei Jahre rüsteten wir unsere Schreibgeräte um. Wir waren die erste Redaktion in Deutschland, die komplett auf Computer umgestellt war. Wir dachten uns nicht viel dabei. Wir glaubten, uns unsere Arbeit zu erleichtern. Und sonst nichts. Wir kapierten nicht, dass wir nicht als Waffensammler, sondern als Büroangestellte Revolutionäre waren.

Die digitale Revolution ist das wichtigste Ereignis im Leben der nach dem Zweiten Weltkrieg geborenen Menschen. Sie hat unser aller Leben radikal umgekrempelt. Selbst der Fall der Mauer, der Zerfall der Sowjetunion haben die Welt nicht so verändert wie sie. Spätestens seit den Fünfzigerjahren sprach jedermann vom Ende des Industriezeitalters. Aber erst heute wissen wir, was danach kommt: die Produktion, die Distribution und der Konsum von Daten. In den letzten Jahren hat eine Informationsexplosion stattgefunden. Als zum Beispiel 2003 Wissenschaftler das menschliche Genom entzifferten, hatten sie zehn Jahre daran gearbeitet, die drei Milliarden Basen-Paare zu sequenzieren. Heute kann jedes Genlabor diese Datenmengen an einem einzigen Tag verarbeiten. Auf den Finanzmärkten der USA wechseln täglich etwa sieben Milliarden Aktien den Besitzer. Zwei Drittel dieses „Handels“ – ein rührend die Realität verfehlender Begriff, wenn man daran denkt, dass „Hand“ darin steckt – werden von Computerprogrammen abgewickelt.

Bei Facebook werden zehn Millionen Fotos in der Stunde eingespeist. Drei Milliarden Mal am Tag klicken Facebook-Nutzer den „Gefällt mir“- Knopf oder kommentieren irgendetwas. Achthundert Millionen YouTube-Freunde laden jede Sekunde einen Film herunter, der länger als eine Stunde dauert. In dieser Statistik fehlen die Millionen Menschen auf der Welt, die sich Beyoncé's sechs schwarz-weiß(!) Minuten „Drunk in Love“ anhören und – natürlich! – ansehen. Nicht einbezogen ist auch Gangnam Style des Sängers PSY aus Südkorea, vergangenen Sonnabend mit [1 738 149 778](#) Aufrufen, die Nummer 1 der Youtube-Hitliste. Im Jahre 2012 wurde weltweit 400 Millionen Mal am Tag getwittert. Google verarbeitet pro Tag mehr als 24 Petabytes.

Ein Gigabyte sind 1 Milliarde Bytes. Die braucht man, um einen normalen Spielfilm zu speichern. Ein Terabyte ist eine Billion Bytes. 10 davon braucht man, um die gesamten Buchbestände der US Library of Congress zu speichern. 1 Petabyte ist eine eins mit 15 Nullen. 5 Exabyte, eine fünf mit 18 Nullen, ist die Zahl aller jemals von Menschen gesprochenen Laute. Entschuldigen Sie, dass ich Sie damit langweile. Aber ich versuche, mir klarzumachen, um welche Massen es geht. Im vergangenen Jahr waren weltweit etwa 1200 Exabytes Daten gespeichert. Weniger als zwei Prozent davon wurden nicht-digital aufbewahrt. Steckte man diese 1200 Exabytes in CD-ROMs, so würden die, so Martin Hilbert fünf Türme ergeben, von denen jeder bis zum Mond reichte.

Hilbert unterrichtet Kommunikation und Journalismus an der University of Southern California und versucht auch, sich das Unvorstellbare vorzustellen.

Langsam wird mir klar, dass es nicht mehr darum geht, sich diese Mengen vorzustellen. Sie zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass sie unvorstellbar sind. Man verfehlt eine der Pointen dieser Revolution, wenn man glaubt, sie zu verstehen, müsse man sie sich vorstellen. Das Vorstellen gehört zur prädigitalen Welt. Beim Vorstellen fügen wir Einzelnes zusammen. Wir stellen Behälter, die wir als feste Größen betrachten, übereinander, um uns ein Bild von Umfängen zu machen. Das geht komplett an der Sache vorbei. Bisher kam es darauf an, genau zu zählen. Eins, zwei, drei. Diese Mengen sind nicht mehr zählbar. Sie werden geschätzt. Wir sind in der Welt der Statistik. Es geht um Größenordnungen, nicht um punktgenaue Werte. Es geht um Daten, nicht um das einzelne Datum. Sie merken: Meine Geschichte kippt. Eben noch nichts als Jubel über die Massen an Information, die jedem einzelnen Nutzer zu Verfügung stehen und plötzlich spielt das Einzelne, spielt der Einzelne keine Rolle mehr? Wir merken uns diesen Punkt.

Wer eine Musik hören, wer einen Film sehen, wer seinen Freunden etwas mitteilen möchte, der kann es sofort tun. Etwas in dem Moment haben zu können, da es einen interessiert, hat den großen Vorteil, dass man es mit wachernen Augen betrachtet, als Stunden oder gar Wochen später, wenn sich bereits neue Begierden zwischen Lust und Lustobjekt geschoben haben. Ich soll wieder zurück zum Thema? Ich bin mittendrin. Triebaufschub wird im Internet nicht geboten. Das ist dafür nicht zuständig. Im World Wide Web, in den sozialen Medien gilt: Je schneller Sie Ihre Wünsche befriedigen, desto schneller wachsen neue nach. Sie sehen einen Film, eine Schauspielerin gefällt ihnen, sie halten den Film an, schauen: Was hat sie sonst getan? Gibt es nicht auch freizügigere Ansichten von ihr? Früher lobte man gerne ein Buch und sagte, seine Stärke läge darin, mehr Fragen aufzuwerfen, als es zu beantworten vorgebe. Darin ist das Internet Meister: Es ködert uns mit dem ständigen Wechsel der Befriedigung eines und der Weckung ständig neuer Bedürfnisse. In gewaltig wachsendem Tempo. Früher lagen einmal zwischen dem Larghissimo und dem Prestissimo 14 Tempi und ein Largho konnte es zu Weltruhm bringen. Heute wird schon bei einem Andante gelangweilt weitergezappt. Merken Sie, wie die digitale Revolution unsere Gesellschaft zerstört?

Aber sprechen wir noch einmal von der Bedürfnisbefriedigung. Ich spreche in einer Evangelischen Akademie. Es gibt hier sicher Menschen, die besser erklären können als ich, wie sehr unsere –und ganz sicher nicht nur unsere – Vorstellung von Kultur davon geprägt ist, dass man nicht alles sofort bekommt. Wünsche sollen nicht gleich erfüllt werden. Sie sollen gewissermaßen wachsen in einem und man selbst mit ihnen. Das Aufsparen von Erfüllung gehört für viele von uns zur Menschwerdung hinzu. Für die christlich Geprägten unter uns gilt sogar: Die wirkliche Erfüllung gibt es erst ganz am Ende. In dieser Welt ist sie nicht zu haben. Vielleicht kommt Ihnen das ein wenig weit hergeholt vor, aber es geht mir um den radikalen Wandel des Menschenbildes, der beim Blick ins World Wide Web entsteht. Ich glaube nicht an Gott und nicht an das Jenseits, ich halte auch nichts von Triebaufschub. Aber, obwohl ich an all das nicht glaube, mag ich mir eine von gewissermaßen Daumen lutschenden Internet-Konsumenten eingerichtete Welt nicht vorstellen.

Noch etwas: Unsere Gesellschaften sind national. Im Internet aber bildet sich eine Weltgesellschaft. Nein. Es bilden sich Weltgesellschaften. Ich erinnere mich an eine Website, auf die ich vor vielen, vielen Jahren geriet. Sie war Ingmar Bergman gewidmet. Dort stieß ich auf den Dialog eines jungen Mannes in Texas mit einer jungen Frau in Guadalajara. Beide waren begeistert von Bergmans Film „Das Siebente Siegel“. Beide waren mit ihrer Liebe zu diesem Film in ihrer Umgebung völlig allein. Sie waren Außenseiter ihrer Gesellschaften. Im World Wide Web konnten sie über Ingmar Bergman sprechen, ohne ausgelacht zu werden.

Das Internet schafft Gesellschaften. Die von Bergman-Liebhabern wie die von Pädophilen, von Gewaltorgiasten und Freunden des indischen Philosophen Nagarjuna. Es verbindet die Volapük-Sprecher mit einander und die Guppy-Halter. Das Internet schafft Gesellschaften, indem es alte zerstört. So funktioniert Revolution.

In Platons wohl 370 vor Christus entstandenem Dialog „Phaidros“ erzählt Sokrates, wie ein ägyptischer Dämon den Pharaon davon zu überzeugen versuchte, die Schrift einzuführen. Sie werde „die Ägypter weiser und erinnerungsfähiger machen“. Der skeptische Pharaon hielt dagegen: „Wer die Schrift erlernt, erlernt das Vergessen, denn das Erinnern wird nicht mehr geübt werden. Man wird auf die Schrift vertrauen, also auf fremde Zeichen von Außen, statt in sich selbst, in seinem Innern, das Erinnern zu finden. Nicht also für das Erinnern, sondern für das Gedächtnis hast du ein Hilfsmittel erfunden. Von der Weisheit aber bietest du deinen Schülern nur den Schein, nicht die Wahrheit. Wenn sie vieles gehört haben - ohne Belehrung -, werden sie sich einbilden, viel zu verstehen, obwohl sie doch größtenteils nichts verstehen und auch noch schwer zu ertragen sind im Umgang. Sie sind zu Dünkelweisen geworden und nicht zu Weisen.“

Das Internet ist unser ausgelagertes Gedächtnis. Es hat den großen Vorteil, unser aller Gedächtnis zu sein. Ich kann mir dort holen, was ich nicht erfahren habe. Ich kann Wissen weitergeben – wie ich es hier gerade tue –, das ich in Wahrheit nicht habe. Wie ich einfach – ohne die geringste Ahnung darüber, was ich da tue – den Lichtschalter betätige, damit es hell wird im Zimmer, so schnappe ich mir das Wissen der Welt zusammen.

Das soll Aufklärung sein? Das fragte schon Sokrates. Für ihn war schon die Schrift der Sündenfall. Aber worin besteht die Sünde? Für Sokrates darin, dass man, statt auf den inneren Dämon zu hören, einem äußeren folgte. Sokrates betrachtete sich als eine Hebamme, die den Menschen half, das in ihnen lagernde Wissen zu Tage zu fördern. Wer nicht daran glaubt, dass wir das Wissen der Welt in uns tragen, dem wird das Außen wichtiger sein. So sehr wir dazu neigen mögen, Platon recht zu geben – Dünkelwissen und „im Umgang schwer zu ertragen“ trifft die Vorurteile von manchen von uns gegenüber den Nerds einfach zu genau –, es führt doch kein Weg daran vorbei, dass, wenn wir von Kultur sprechen, wir wesentlich die Fähigkeit meinen, das von Außen erworbene Wissen zu nutzen. Bei der Kultur geht es uns gerade nicht darum, das Innere nach Außen zu tragen, sondern umgekehrt darum, den Einzelnen – ich sage es mal so – welthaltiger zu machen.

Sokrates redet wie ein moderner Medienpädagoge. Das Schöne am Buch und das Schöne am Internet aber ist, dass es so viele Belehrungen darin gibt. Der Medienkonsument sucht sich aus, was ihm davon gefällt. Genau das mochte Sokrates nicht und genau da wittert auch der heutige Pädagoge die Gefahr. Es geht in Wahrheit nicht um Belehrung. Es geht um die richtige Belehrung. Es geht um Meinungshoheit. Sie ist einer der Grundsteine jeder Gesellschaftsordnung. Die digitale Revolution gefährdet sie. Sie stellt die alte Frage nach der Erziehung der Erzieher. Wenn ich vorhin den Internet-User in die Nähe eines narzisstisch an seinem Daumen lutschenden Kleinkindes rückte, so tat ich das, um auf eine Gefahr hinzuweisen. Der Rekurs auf Platon, half mir zu begreifen, dass Gefahren richtig gesehen werden können und doch nicht verstanden.

Dass es sich beim Internet um eine Droge handelt, wissen wir alle. Jeder geht anders damit um. Manche glauben vor ihr in die totale Abstinenz flüchten zu müssen. Andere werden zu Quartalssäufern. Die nächsten sagen: Nur im Büro, nicht zu Hause. Einer schaltet sein Handy nur an, wenn er erreichbar sein muss. Andere müssen ständig erreichbar sein, weil zum

Beispiel der Vorgesetzte oder auch die Partnerin oder der Partner finden, dass die Verbindung nie abreißen darf.

Die Schrift hat die Weisheit nicht abgeschafft. Sie hat die Bedingungen, in denen sie entsteht, in denen sie erzeugt werden kann, verändert und damit auch sie selbst. Sokrates konnte sich – wie anders? – nur die Weisheit vorstellen, die er kannte. Ihr Ende war für ihn das Ende der Weisheit. Das Internet verändert das Innen und das Außen, das Verhältnis von Information und Erkenntnis, es gefährdet nicht nur unsere Gesellschaft, es baut sie und also auch uns, jeden Einzelnen, um. Das in der Schrift aufbewahrte Wissen über den Irrtum des Sokrates könnte uns helfen, nicht in die Falle zu gehen, den Untergang unserer Welt für den der Welt überhaupt zu halten.

Wir kritisieren gerne, die virtuelle Welt ersetze heute die wirkliche. Wir denken meist nicht daran, dass das keine neue Beobachtung ist. Vielmehr bestand die ganze Anstrengung von Religion und Philosophie über Jahrtausende genau darin, eine virtuelle als die die wirkliche Welt regulierende Macht darzustellen. Religion heißt ja wohl nichts anderes, als ein Bewusstsein davon zu haben, dass man gebunden ist an etwas, das nicht zu sehen, nicht zu hören, aber übermächtig ist.

Wir werfen pubertierenden Jugendlichen vor, sie zögen sich aus der Welt zurück, vernachlässigten ihre Freunde, um sich ganz im Netz zu bewegen. Dabei haben wir es einmal genau so getan. In der Pubertät lösten wir uns aus den Bindungen der Familie, aus ihren Wertvorstellungen und machten uns auf die Suche nach Alternativen. Wir verschwanden zum Beispiel in Kinos und in der Musik. Alles war gut, das uns wegzog von Zuhause. Manche tauchten nach kurzer Zeit wieder auf und zogen mit einer Frau in ein Haus ganz in der Nähe. Andere brauchten lange, sehr lange, und manche kamen nie wieder zurück. Sie verschwanden in ihren eigenen Räuschen. Sei es in tödlichen Drogen oder in denen einer Karriere fernab vom Elternhaus. Das hatten sie – wie ein Kuckucksei – nur benutzt, um sich ausbrüten zu lassen. Ich sage das, nicht um das Internet zu verharmlosen. Ich möchte nur daran erinnern, dass die Menschheit nicht aufs Internet warten musste, um sich die Fragen zu stellen, die wir heute an Hand des Internets diskutieren.

Die Welt ist das Netz. Es ist keiner mehr da, der ein Monopol hätte, uns Mores zu lehren. Oder besser, jeder von uns belehrt jeden. „Beim vernetzten Wissen“, so der amerikanische Internet-Philosoph David Weinberger, „ist die schlaueste Person im Raum nicht mehr die, die vorne steht und uns belehrt. Es ist auch nicht die Gesamtheit der Kenntnisse der Menschen im Raum. Die schlaueste Person im Raum ist der Raum selbst: Das Netzwerk, das die Menschen und die Ideen im Raum verbindet und sie mit denen verbindet, die nicht im Raum sind.“ Wissen ist untrennbar verbunden, mit den Netzwerken, in denen es erzeugt, geteilt und verwertet wird. Unsere Aufgabe ist – so Weinberger–: smart rooms zu schaffen. Räume also, in denen es uns gelingt, möglichst viel vorhandenes Wissen zu mobilisieren für die Lösung der uns bedrängenden Fragen. Doch: Das Internet ist kein smart room. Wir werden, wenn wir – wie immer verändert auch – überleben wollen, es in smart rooms zerlegen müssen. In mit einander kommunizierende, einander unterstützende und einander widersprechende smart rooms. Irgendwo fand ich den Satz: Niemals habe es in der Weltgeschichte eine größere Anarchie gegeben als heute im Netz. Das ist richtig. Man hat das bejubelt. Aber jeder, der Erfahrung hat mit herrschaftsfreien Strukturen, weiß: Das ist der Nährboden der Tyrannei. Wo es keine Gesetze gibt, bestimmt der Stärkste, wo es lang geht.

Ich sprach bisher nur als Konsument des Internets. Schon aus dieser Perspektive gefährdet das Internet nicht nur die Gesellschaft, sondern es zerstört sie. Noch einmal anders sieht die Situation aus, wenn wir uns klarmachen, dass das Netz, in dem wir uns scheinbar frei bewegen, mit jeder unserer Bewegungen uns besser versteht. Ich sprach auch nur von dem Wissen, das das Netz uns gibt. Die viel größere Gefahr geht aber aus von dem Wissen, das wir dem Netz geben. Das Netz sind wir alle. Schon das sollte uns klar machen, dass das Internet der politische Raum ist. Wenn irgendwo, geht es hier um die Macht. Ein mit der Abwehr von Cyberangriffen beschäftigter Mitarbeiter des bayerischen Landesamtes für Verfassungsschutz schreibt, es gebe in Deutschland zwei Arten von Firmen: Die einen wüssten, dass sie übers Internet ausgespäht werden. Die anderen wüssten es nicht. „Der Lachende“, heißt es bei Brecht, „hat die furchtbare Nachricht nur noch nicht empfangen.“ Wir haben die Nachricht gehört. Empfangen haben wir sie nicht. Weder in den Medien noch in der Politik wird darüber gestritten, wie wir das Internet – sagen wir mal – verrechtlichen können.

Das ist eine politische Frage. Sie beginnt mit: Was wollen wir schützen? Wen wollen wir schützen? Für uns ist völlig klar, dass das der Einzelne ist. Sie erinnern sich? „Spielt der Einzelne keine Rolle mehr? Wir merken uns diesen Punkt.“ Hatte ich zu Anfang gesagt. Jetzt sind wir beim Einzelnen. Der verschwindet aber in den Billionen von Daten. Er verschwindet darin, weil es prinzipiell gerade nicht auf ihn ankommt. Für das Internet und seine Betreiber ist er ein Datensatz von Datensätzen. Amazon macht ihm Vorschläge, welche Bücher ihn interessieren könnten, Reiseportale schicken ihm Anregungen für das, was sie annehmen, was sein Geschmack sei. Er sieht darauf. Es interessiert ihn nicht. Er fühlt sich nicht erkannt, also vergisst er das. Was er nicht vergessen sollte, ist, dass der Kaufhof am Alexanderplatz in Berlin weiß, dass er sich vorzugsweise von Schichtnougat, Joghurt und tiefgefrorenen Lachsfilets ernährt. Seine Krankenversicherung wäre an diesen Daten sehr interessiert, wenn erst einmal die Beitragshöhe abhängig gemacht worden wäre von den Risikofaktoren, die die Lebensweise des Versicherten mit sich bringt. Das kommt Ihnen sehr konjunktivisch vor? Warum sollten die Versicherungen auf Dauer auf die Ausnutzung dieses Wissens verzichten? Nur wenn die Politik dazwischenfährt.

Die Politik aber hat stärkstes Interesse an der Beschneidung der Rechte des Einzelnen. Der Kampf zwischen ihm und dem Staat ist ja ihre Grundbewegung. Man denke nur an den Unsinn der von CDU und SPD so freudig geforderten Vorratsdatenspeicherung. Es gibt eine scheinbar fernliegende Bedrohung, die der Umgang mit großen Zahlen mit sich bringt. Statistisch lassen sich „Problemgruppen“ der Bevölkerung definieren. Das reicht von der Wahrscheinlichkeit der Vererbung bestimmter Krankheiten bis hin zu ganzen Milieus, die zum Beispiel kriminalitätsfördernd sind. Eine präventiv orientierte Politik würde gegen sie vorgehen. Dabei würde die Schuldfrage im Einzelfall keine Rolle spielen. Das stellt unser Rechtssystem in Frage. Wir gehen von der Unschuldsvermutung aus. Die Statistik tut das nicht. Sie kapriziert sich auf die Schuldvermutung, auf die Logik der Korrelation. Wenn wir dagegen vom Einzelnen ausgehen, hebt die Statistik die Hände und sagt: Da muss ich kapitulieren. Ich kann ihnen nicht sagen, wie dieses Teilchen sich in diesem Moment an diesem Ort verhalten wird. Das geben die Gesetze der Statistik nicht her.

Big Data schafft Überblick und Einblick bis ins Intimste. Wir erschrecken davor. Zu Recht. Wir sehen, wie fragil unser Recht auf informationelle Selbstbestimmung ist. Es wird bedroht nicht nur vom Staat, von Unternehmen. Wir selbst rücken viel zu viel von unseren Daten heraus. Sei es bewusst – also in dummen Momenten oder leichtsinnigen Lebensphasen –, sei

es einfach, indem wir unser Handy nicht ausschalten. Desto wichtiger ist, dass wir ein Recht darauf haben, die Daten löschen zu können. Das setzt voraus, dass sie so gespeichert werden, dass man sie löschen kann. Die Aufgabe wird nicht leichter dadurch, dass Big Data uns Aufklärung verschafft in einem bisher unbekanntem Ausmaß. Das menschliche Genom ist entschlüsselt. Das war der Anfang. Wir werden bald auch genauer über das Gesellschaftstier Mensch Bescheid wissen als alle Soziologen bisher. Wir werden verstehen, wie unsere Psyche unsere Physis beeinflusst und umgekehrt. Wir werden Medikamente entwickeln, die die Interaktion von beiden fördern und wir werden uns fragen, ob wir sie nutzen sollen oder nicht. Aber wir wissen heute nicht einmal, wer dieses Wir sein wird.

1784 erschien in der Berlinischen Monatsschrift ein kleiner Aufsatz, der mit den Sätzen begann: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

Beinahe hätten wir den Mut vergessen! Ohne ihn geht gar nichts. Wer ihn nicht hat, der gibt auf, ohne es probiert zu haben. Wir haben Angst vor dem, das wir nicht kennen und wir haben Angst davor, es zu kennen. Das riesige, das gewaltige Internet – es macht uns auch Angst. Wir verstehen nicht, wie es funktioniert. Wir begreifen nicht, was es wie mit uns macht. Wir merken nur, wie es uns erfasst. Wir wissen nicht, wie wir mit dieser Umarmung umgehen sollen. Sollen wir uns selig hingeben oder fliehen vor ihr? Kants Sätze wenden sich an den Einzelnen. In einer Welt, in der der weit weniger etwas zu sagen hatte als heute. Kants Einzelner hatte kein Internet. Also hatte er – sagen Sie – es auch nicht gegen sich. Aber, so sage ich, er hatte es auch nicht auf seiner Seite. Das Wissen der Welt ist eine starke Waffe. Aber es ist auch nur das. Es kommt darauf an, wer sie einsetzt und wie. Wir rufen nach der Politik, dass sie dem Netz und seinen Betreibern Fesseln anlegen soll. Gleichzeitig aber brauchen wir das Netz, um uns von den Fesseln des Staates zu befreien.

Gefährdet die digitale Revolution die Gesellschaft?

Die digitale Revolution zerstört die Gesellschaft, den Einzelnen, den Staat und die Staatenwelt. Das heißt aber nicht, dass es keine Gesellschaft, keinen Einzelnen, keinen Staat, keine Staatenwelt mehr geben wird. Es heißt nur, dass wir uns in einem globalen Handgemenge befinden und sehen müssen, dass wir uns orientieren. Nicht um irgendetwas zu retten, sondern um etwas Neues zu schaffen aus dem, das gerade zerstört wird. Wir sind die Neandertaler. Es hat keinen Zweck, uns darauf etwas einzubilden und für uns bleiben zu wollen. Da drüben steht der Homo Sapiens. Er ist schwach. Im Kampf Mann gegen Mann zieht er immer den Kürzeren. Aber er ist besser vernetzt mit seinen Artgenossen und seiner Umwelt. Auf Dauer ist er uns über. Schaffen wir auch einen smart room, uns mit ihm zu paaren. Das ist unsere letzte Chance.

Diesen Vortrag hielt Arno Widmann am 28. April 2014 auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Villigst.